

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 30

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

19. Fortsetzung

„Also – pass auf: die ‚Jurassier‘ pflegen den Gesang, das schweizerische Volkslied im besonderen, sie tragen die Farben Weiss-Rot und unterstützen alles was Schweizerisch ist. Die ‚Altenheimer‘ pflegen als Ziel die schweizerische und die deutsche Literatur und tragen die Farben Schwarz-Gelb.“

„Und wie steht es mit dem Alkohol? Du weisst, wie ich darüber denke.“

„Die ‚Altenheimer‘ sind Abstinenten, die andern nicht.“

„Nun denn, Johannes, da die Literatur dein Ziel und die Abstinenz mein Ziel bedeutet, so haben wir wohl schon entschieden. Die Kosten will ich dafür aufzubringen suchen, wenn ich dich bei den Abstinenten weiss.“

Christine verlangte, dass Johannes auch noch mit seinem Götti über die Sache spreche.

Doktor Haller zeigte sich sehr interessiert. Auch er blieb dabei: „Wenn deine Mutter noch dieses Opfer bringen will, dann nur für die ‚Altenheimer‘. Es ist absolut im Sinne deines Vaters, dass du dem Alkohol entsagst. Bist du bereit und einverstanden?“

„Selbstverständlich.“ — Johannes schaute ihm frei und offen ins Gesicht, so dass Doktor Haller gewisse Sorgen schwinden fühlte.

Frau Hanna lud Johannes zum Tee ein. Diesen Augenblick benützte Doktor Haller, um Professor Tanner, den er persönlich kannte, telephonisch anzurufen. Er traf ihn zuhause und bat ihn um seine Meinung in der Verbindungsangelegenheit.

„Ich verspreche mir viel von der Sache“, gab Professor Tanner Bescheid. „Sobald Johannes, der übrigens mein

bester Schüler ist, in einer Verbindung aktiv mitwirkt, so reisst ihn das aus seiner leider allzu grossen Zurückhaltung und Absonderung heraus. Ich habe dem Präsidenten der ‚Altenheimer‘ bereits einen Wink gegeben.“

Frohgelaut legte Doktor Haller den Hörer in die Gabel zurück.

Die Teestunde verlief dann so gemütlich, dass Frau Hanna immer wieder nach ihrem Manne sehen musste, der schon lange nicht mehr so heiter gewesen war.

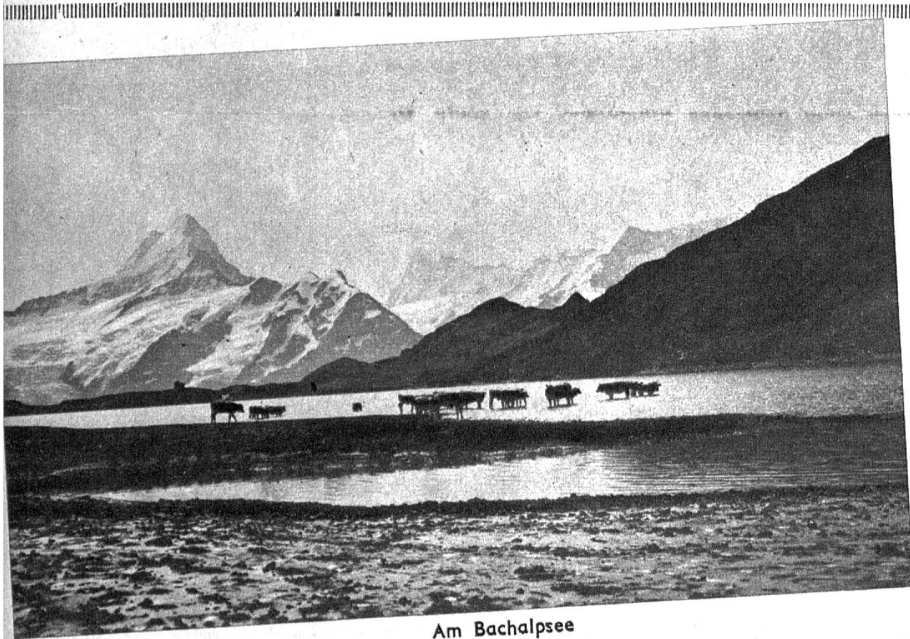
Johannes ging nachher mit der Erlaubnis nach Hause, der ‚Altenheimia‘ beitreten zu dürfen... „Sofern du die Aufnahmeprüfung dort bestehst“, fügte Doktor Haller bei. Er drückte dem angehenden Studenten ein neues Fünftfrankenstück in die Hand: „Mein Beitrag an die schwarz-gelbe Mütze.“

So meldete sich Johannes beim Präsidenten der ‚Altenheimia‘ und stellte sein Aufnahmegesuch. Ernst Glauser war Maturand und wollte Theologie studieren. Er nahm seine Pflichten für die Verbindung, der er vorstand, ernst, und hatte die Arbeit und Leistungen der Mitglieder, die alle eifrig und freudig mitgingen, bereits auf eine recht hohe Stufe gebracht. Er verlangte vollen Einsatz und duldete keine Halbheiten. Den Wink Professor Tanners, sich Johannes Keller, Schüler der 2a, anzunehmen, befolgte er mit gewohnter Gründlichkeit. Auch Werner Lutz, Johannes' Klassenkamerad, war unter den neuen Bewerbern.

Johannes bekam nun eine ganze Menge für die Aufnahmeprüfung zu tun. Er hatte die Statuten der Verbindung, etwa vierzig Lieder der ‚Altenheimia‘ auswendig zu lernen, sowie einen Vortrag nach freier Wahl, jedoch auf literarischem Gebiet, auszuarbeiten. Ferner hatte er sich mit den Forderungen und Satzungen der abstinenten Bewegung vertraut zu machen, ebenso mit den genau umschriebenen Umgangsformen, die extra für die Studenten zusammengestellt worden waren.

Das Ausarbeiten des Vortrages war für ihn eine Freude und ein Genuss, die andern Aufgaben jedoch waren ihm eine Qual. Wenn er nur schon die Worte ‚Satzungen‘ und ‚Statuten‘, diese beiden konkreten Begriffe, hörte, wurde es ihm in der Magengegend enger und enger. Am liebsten hätte er die beiden gedruckten Hefte, daraus er § 1 bis § 30 auswendig zu lernen hatte, in hundert Fetzen zerrissen. Alle diese Paragraphen waren wie Flöhe, die in seinem Ohr herumhüpften und die er zu keiner Ordnung bringen konnte. Sie verfolgten ihn bis tief in die Nacht hinein und am Morgen war sein Kopf dumm und leer.

Er klagte, ‚Jolie‘ seine Not. Da sie eine ähnliche Abneigung gegen Statuten und Paragraphen hatte, so setzte sich das gute Herz in ihren freien Stunden mit ihm zusammen und half ihm. Zum Dank



Am Bachalpsee

Zur Bundesfeier

Emil Hügli

Sei uns willkommen, Sommernacht
mit Glockenklang und Feuerschein!
Noch fühlt der Schweizer deine Nacht,
ergriffen bis ins Herz hinein;
Erneut gibst du uns wieder Kunde,
wie einst der Grundstein ward gelegt
zum Schweizerhaus im „Ew'gen Bunde“
und wie die Freiheit ward gehegt.

Das war der Ahnen große Tat
in stiller Mondnacht des August,
sie fühlten Mut und schafften Rat,
getreuen Wollens sich bewußt;
drum haltet sie in hohen Ehren,
denn oft ist groß, was klein erscheint,
fürwahr sie könnten Völker lehren,
wie man zum Ganzen sich vereint.

O möge doch ein guter Geist
in unserm Land lebendig sein,
er, der den rechten Weg uns weist
zu wahrer Einigkeit Gedeih'n...
Laßt Feuer sprüh'n und Glocken läuten,
und unsrer Bundesfeier Nacht
soll einer ganzen Welt es deuten:
Der Frieden ist die stärkste Macht!

versprach er ihr, dass sie nachher sein Band und seine Mütze sticken dürfe. So kam allmählich Ordnung in die Sache. Den Vortrag hatte er geschrieben, er sass fix und fertig in seinem Kopf. „Bitte, Johannes, sage mir doch, über was du sprichst“, bat „Jolie“.

Sie sassen im Stadtpark auf einer versteckten Bank, eben hatte sie ihm noch einmal die „Statuten“ und „Satzungen“ abgehört.

„Mein Geheimnis, „Jolie“, du ver-
nimmt es dann von den andern, wenn
ich den Vortrag gehalten habe.“

„Das ist schlecht von dir“, schmolte
sie und sah enttäuscht ins Grüne. „Ein
bisschen mehr Vertrauen hätte ich schon
verdient.“

Johannes schaute sie abwägend von
der Seite an und auf einmal nahm es ihn
wunder, was gerade sie zu seinem Thema
sagen würde.

„Also meinetwegen, damit du Ruhe
hast“, brummte er, obwohl er jetzt auf
ihre Antwort mächtig gespannt war.

„Ich spreche über — „Peer Gynt“.“

Da jauchzte sie auf, und plötzlich
hatte Johannes seinen ersten Kuss.

„Du, ich kann nicht anders, ich freue
mich ja so! Ich hätte es eigentlich wissen
sollen, dass nur „Peer Gynt“ für dich in
Frage kommt.“

Johannes blieb gelassen bei dem Kuss
— zurück gab er ihn nicht.

„Schade, dass du nicht dabei sein
kannst, wenn ich über „Peer Gynt“
spreche, aber vielleicht lässt es sich doch
machen, man hat auch schon Schüle-
rinnen als Gäste zu diesen ersten Sit-
zungen mit den „Neuen“ geladen.“

„So — lässt es sich vielleicht ma-
chen...“, antwortete „Jolie“ ein wenig
enttäuscht und ernüchtert.

Sie verliessen ihr hübsches Versteck
und bummelten nach Hause.

*

Jeder der Bewerber wurde bald darauf
vom Präsidenten und vom Fuchsmajor
geprüft, ob er mit Fleiss und Interesse
seine Aufgaben gelöst habe.

An einem Samstagabend kam Jo-
hannes an die Reihe. Den ganzen Nach-
mittag hatte er repetiert und „Jolie“ hatte
ihn abgehört. Nun sass die Sache einiger-
massen.

In den Umgangsformen wusste er
prächtigt Bescheid. Auch die Stichproben
von den vierzig Liedern brachten ein
gutes Resultat. Schlimmer stand es um
die dreissig Paragraphen der Statuten.
Da malträtierte Johannes sein streiken-
des Hirn im Schweisse seines Ange-
sichtes. Der Präsident, Ernst Glauser,
musste oft hilfreich Brücken bauen,
damit Johannes wieder den Weg aus
aller Wirrniss fand.

Auch seine abgegebenen Erklärungen
über die Satzungen und Forderungen
der abstinenten Bestrebungen und Ziele
befriedigten nicht. Man vermisse die
persönliche Überzeugung und Anteil-
nahme.



Die Spitteler-Widmann-Stube mit dem Schreibtisch des Dichters J. V. Widmann, seinem kleinen Harmonium und einem Gemälde von Fritz Widmann

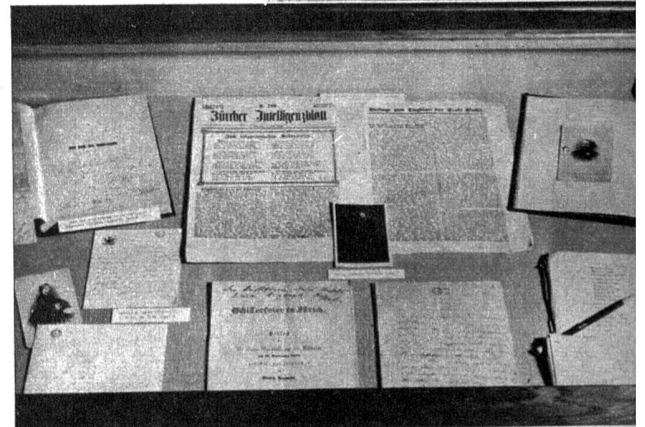
Ein Dichtermuseum in Liestal



Die Büste Carl Spitteler von August Heer in der Spitteler-Widmann-Stube

Dieser Tage ist in der Hauptstadt des Kantons Basel-
land, Liestal, ein Museum eröffnet worden, das das
erste seiner Art in der Schweiz ist. Es handelt sich um
eine Spitteler-Widmann-Stube und um ein Herwegh-
Archiv, zur Ehrung der drei Dichter, die zu Liestal in
engen Beziehungen standen. Carl Spitteler wurde be-
kanntlich in Liestal geboren; Viktor Widmann verlebte
dort mit seinem Freund die Jugendzeit, und der deutsche
Freiheitsdichter George Herwegh wurde als Flüchtling
im Jahre 1843 Bürger von Baselland. Das Museum ist
das Werk eines deutschen Flüchtlings von heute, Dr.
Bruno Kaisers, der es in dreijähriger wissenschaftlicher
Arbeit während seines Exils in der Schweiz geschaf-
fen hat.

Rechts: Glasvitrine im Herwegh-
Archiv, mit Bildern, Büchern aus
dem einstigen Besitz von Georg
Herwegh und Schriften des gros-
sen deutschen Freiheitsdichters



Unten: Blick in das Herwegh-
Archiv mit dem Gemälde von
Konrad Hitz: Georg Herwegh
am Zürichsee, 1843



Nach der Prüfung, die im Sitzungszimmer eines alkoholfreien Restaurants stattgefunden, hatte sich Johannes in den Korridor hinausbegeben, um den Entscheid von Präsident und Fuchsmajor dort abzuwarten.

Im Falle Johannes war das letzte Wort eigentlich schon gesprochen, denn was Professor Tanner befürwortet hatte, konnte nicht abgelehnt werden. So war also diese Konferenz von Präsident und Fuchsmajor nur eine leere Form. Als Johannes wieder ins Zimmer gerufen wurde, teilte ihm Ernst Glauser mit, dass er in die Verbindung „Altenheimia“ aufgenommen sei.

Mit Handschlag wurde der „Fuchs“ begrüsst und verpflichtet. Damit hatte dieser feierliche Akt seinen Abschluss gefunden, und um einen Bergsturz leichter verliess Johannes das Haus.

Weiss der Himmel — draussen wartete „Jolie“ und stürzte auf ihn zu: „Wie ist es gegangen? Hat man dich aufgenommen?“

Johannes machte eine kleine wegwerfende Handbewegung: „Wie soll's schon gegangen sein — glänzend natürlich, und aufgenommen bin ich auch — ist doch klar!“

„Jolie“ sah ihn mit grossen Augen an: „Tu doch nicht so üppig, schliesslich weiss ich doch am besten, was du mir für Mühe gemacht hast.“

„Wirklich?“ Johannes lachte. „Viel leicht geschah alles nur, um dein Gedächtnis zu prüfen und nicht das meine. Du willst ja Schauspielerin werden.“

„Du, das ist aber gemein!“ „Jolie“ blitzte ihn aus wütenden Augen an. Johannes gab den Blick ruhig zurück und deklamierte: „Ob ich Amboss oder Hammer — lass auf andere fällt der Jammer — tröste dich, „Jolie“.“

„Du hast also vorhin gelogen?“

„Ich werde alles tun, damit du nächste Woche bei der feierlichen Einführungs-sitzung zugegen sein kannst. Und meine Mütze darfst du mir auch stecken.“

„Jolie“ lächelte spöttisch: „Zu liebens-würdig von dir, Johannes.“

Von dieser Stunde an blieb in ihrem Herzen ein ganz kleiner Stachel zurück. Es schien ihr, als ob Johannes zwei verschiedene Gesichter hätte, die ihr einmal fremd, einmal bekannt, aber immer aufrögend oder beängstigend vorkamen.

Johannes hatte seinen Wunsch, dass „Jolie“ am Vortragsabend der „Altenheimia“ zugegen sein dürfe, hinter Werner Lutz gesteckt, und der hatte sich beim Präsidenten dafür eingesetzt. So würden denn bei diesem ersten „Hock“ der jungen „Füchse“ auch Gäste zugelassen. Das wollte näher besagen, dass an der rechten Seite jedes Burschen sein „Besen“ zu sitzen kam.

„Jolie“ sass freudestrahlend neben Johannes an dem langen Tisch, an dem nun die Lieder und Vorträge stiegen. Sie sang tapfer mit, denn durch das Ein-

pauken mit Johannes hatte sie — gründlicher als er — die vierzig Lieder erlernt.

Johannes' Vortrag kam als letzter an die Reihe. Werner Lutz hatte über Pestalozzi gesprochen, ein anderer Fuchs über Matthias Claudius und ein dritter über C. F. Meyer. Nun waren alle gespannt, was Johannes steigen lassen würde. Langsam erhob er sich. Seine Augen gingen über die Kameraden hinweg — durch die Wand — in weite, weite Fernen. Sein Gesicht bekam den Ausdruck völliger Abwesenheit. Nur in den grossen, fernabgewandten Augen begann ein Funke zu glühen, der immer grösser und heller wurde und schliesslich wie ein Licht aus ihm herauszubrechen schien.

Johannes hatte seine grosse Stunde — die grösste seines Lebens! Alle seine innersten Gedanken, Empfindungen und Wünsche, alle Sehnsucht und alles Verlangen, das, was er bisher selbst nicht gewusst, kaum geahnt oder erträumt, es nahm jetzt, während er sprach, Gestalt an, riss ihn heraus aus dem bisherigen Kreis, aus der Geborgenheit des noch Unerweckten. Jetzt stand er auf einmal ausserhalb sich selbst und schaute sich in einer neuen Form...

Er sprach von „Peer Gynt“. Nein, er sprach von sich selbst!

Er reitet mit dem Fabeltier über Gletscher und Schneelawinen. Er entführt Ingrid, die Braut eines andern, und lässt sie stehen. Im Felsengebirge verlobt er sich mit der Trollprinzessin und flieht. Solveig wartet in der Hütte im Wald: „Lang oder kurz“, ruft Johannes herausfordernd und übermütig, „du musst warten!“

Er fährt mit der sterbenden Mutter in einem imaginären Schlitten, mit einem imaginären Pferd in den Himmel. Dann verlässt er seine Heimat und rennt nach Geld und Genuss. Mit unbändiger Kraft, mit grenzenlosem Ehrgeiz rast er über Menschen und Herzen, seine Sklavenschiffe bringen ihm Gold. Götzen werden nach China importiert, denn — so will es das Gewissen — „für jeden Götzen, der verkauft, wird rasch ein Kuli umgetauft“.

Geld, Geld und nochmals Geld! Herrschsucht und Sinnenfreude! Er will Kaiser werden, Prophet, Gebieter der Welt! Er rennt mit dem Kopf durch jede Wand, die sich ihm entgegenstellt. Er rast in ständiger Suche nach neuen Schätzen, neuen Genüssen durch die Erdteile. Spät sucht der Mann im grauen Haar die Liebe. Nur sein Gold wird angenommen. Und auch dann noch — ohne die Unzulänglichkeit trügerischer Freuden einer trügerischen Welt, ohne die Undankbarkeit falschen Strebens erkennen zu wollen — jauchzte er sich selber zu, sich und seiner Art.

Und hier hatte Johannes' Vortrag seinen Höhepunkt erreicht. Was jetzt noch kam, glitt langsam ab, versandete im Nebensächlichen und Unwichtigen.

Des Dichters Appell an das Gewissen, die Heimkehr der Seele aus Schuld und Verwirrung, vom Schein zum Sein, aus der Nacht materieller Gebundenheit ins Licht innerer Erkenntnis und Befreiung — all das blieb von Johannes unbeachtet und unbesprochen, weil es ihm persönlich nichts zu sagen hatte. Er jubelte nur dem äusseren Erfolge zu, er sah nur einen Peer Gynt ohne Seele, einen Menschen, der „sich selbst genug“ war. Er überhörte den Schrei: „Ich war lange tot vor meinem Tod!“, überhörte die furchtbare Selbstanklage, die der Dichter dem gestrandeten Weltenwanderer in den Mund legt:

„Ist's möglich? Darf eine Seele schauen. So unsäglich arm ins Todesgrau'n? ...“

Nicht einmal von ferne mehr klang die Erinnerung an Solveig und an die Mutter. Was Johannes Ibsens Dichtung entnommen und für seinen Vortrag verwertet hatte, das war zum Hohenlied des rücksichtslosen Ichmenschen geworden.

Johannes' Blick kehrte langsam in die Wirklichkeit zurück. Das Feuer in seinen Augen war erloschen. Er sah müde aus, als läge ein langer und beschwerlicher Weg hinter ihm. Er lächelte wie erwachend und schaute sich fragend um...

Die Kameraden hatten Mühe, sich mit ihren Teegläsern wieder zurechtzufinden und die vier glatten, weissen Wände des Sitzungszimmers, die Johannes mit seinem Vortrag gesprengt, wieder als Tatsache zu empfinden. Eine Viertelstunde hatte er gesprochen — mehr nicht — und doch hatte sie genügt, sie glückes- und erfolgshungrig zu machen und sie für kurze Augenblicke aus ihrer Welt herauszuheben. „Jolie“ hatte feuchte Augen vor Begeisterung.

Nur Ernst Glauser war zwischen den vier Wänden geblieben. Ruhig hatte er Johannes in seiner Ekstase beobachtet und betrachtet. Nun erhob er sich und begann in seiner bedächtigen und überlegenen Art zu sprechen:

„Fuchs Johannes Keller, wir danken dir für deinen Vortrag über „Peer Gynt“. Er war im Aufbau und in der Rhetorik der beste an diesem Abend. Doch erlaube mir jetzt, einige Fragen an dich zu stellen: weisst du auch, dass du soeben einen Baum ohne Frucht, einen Geizhals und Heuchler, die personifizierte Geldgier, den persönlichen Ehrgeiz, das rücksichtsloseste Draufgängertum und herrlicht hast? Ich bin überzeugt und mit mir alle, die Ibsens Werke bewundern und lieben, dass dir der grosse Dichter eine solche einseitige Auslegung von „Peer Gynt“ niemals verzeihen würde. Was hast du darauf zu sagen?“

Johannes warf den Kopf zurück, in seine Augen kam Unlust und Trotz:

„Peer Gynt war durch und durch ein Autodidakt, er hat alles erreicht, was er wollte, Nebensächliches, wie etwa kleine Enttäuschungen und Niederlagen, spielten bei ihm keine Rolle. Er war sich selbst genug!“

(Fortsetzung folgt)